

STEPHAN MAAG

MIT DANIEL GERBER

**UNGEZÄHMT
FÜR JESUS**

MEIN WILDES, FREIES LEBEN

SCM

SCM

Stiftung Christliche Medien

Der SCM Verlag ist eine Gesellschaft der Stiftung Christliche Medien, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© der deutschen Ausgabe 2017

SCM-Verlag GmbH & Co. KG · Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-verlag.de; E-Mail: info@scm-verlag.de

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

Weiter wurden verwendet:

HfA: Hoffnung für alle ® Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®.

Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis – Brunnen Basel

LUT: Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Umschlaggestaltung: Kathrin Spiegelberg, Weil im Schönbuch

Titelbild: Lea Weidenberg

Fotos im Innenteil: Nadine Maag, Verein Fingerprint, Ben Koch, Samuel Schmidt

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-5762-9

Bestell-Nr. 395.762

INHALT

Prolog – Ohnmacht über den Wolken	5
1. Nach der Geburt im Krankenhaus geblieben	9
2. Gangstas Paradise	19
3. Der junge Mann und das Partyleben	39
4. Die Suche nach dem Sinn	53
5. Die Stimme aus dem Baum	61
6. »Fingerprint«: Gottes Visitenkarte entsteht	85
7. Ein Dach für einen... ..	99
8. Dinner for Two	107
9. Mit Särgen durch Basel	117
10. Ein Dach für viele	129
11. Taufe vor dem Löwendenkmal: Die Apostelgeschichte geht weiter	139
12. »Klar helfe ich dir, dich umzubringen!«	151
13. Flashmob am Hauptbahnhof und Abbruchhaus in der Innenstadt	161
14. Der Mann aus der kosovarischen Befreiungsarmee	171

15. Zürcher Grossmünster geentert	179
16. Kerzenmeer vor Nordkoreas Botschaft	203
17. Hooligans bei einem christlichen Konzert	217
Nachwort	239

PROLOG - OHNMACHT ÜBER DEN WOLKEN

Ich sank in den bequemen Flugzeugsitz, nachdem ich den Rucksack voller gut versteckter großer Geldscheine über mir verstaute hatte. Diese Summe sollte ich unbemerkt in ein Land im Nahen Osten schmuggeln. Wenige Wochen vorher war ich auf Umwegen gefragt worden, ob ich nicht wichtige Dokumente für syrische Flüchtlinge in ein islamisches Land bringen könne. Es gebe keinen anderen Weg, weil der Krieg Finanztransaktionen unmöglich gemacht habe. Bald wurde mir eröffnet, dass es sich bei den »Unterlagen« um einen Rucksack voller großer Banknoten handelte. Das war ziemlich gefährlich, doch meine Frau ließ mich ziehen. Sie sagte, dass wir das tun müssten, was Jesus getan hätte. Diese Flüchtlingsfamilien erlebten unbeschreibliche Not. Wir sollten ihnen helfen.

So saß ich nun im Flieger mit einem Rucksack voller Geld über mir. Als die Tür zuging und ein Fahrzeug die Maschine langsam

rückwärtsschob, damit diese dann in Richtung Startbahn rollen konnte, schoss mir durch den Kopf, dass es nun keinen Weg mehr zurück gab. Gemächlich kroch der Vogel zur Piste. Dann heulten die Triebwerke auf, ein Ruck ging durch das Flugzeug, es wurde immer schneller und hob schließlich ab. Ich hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch und überlegte, ob ich das unter mir weggleitende Land je wiedersehen würde.

Die Alpen hatten wir hinter uns gelassen. Meinem Bestimmungsort ging es fast mit Überschallgeschwindigkeit entgegen. Nach rund einer Stunde wurde das Essen serviert, doch der Appetit war mir gar nicht erst gekommen. Meine Gedanken drehten sich immer wieder um die gleichen nagenden Fragen. Ich überlegte, was passieren würde, wenn ich erwischt würde. Würde ich sterben? Oder in einem Gefängnis verschwinden? Oder würde mir einfach das Geld abgenommen? Beim Wälzen dieser Möglichkeiten wurde mir übel. Ich hatte das Gefühl, erbrechen zu müssen. Als Nächstes war mir, als hätte ich Durchfall. Mir schien, als müsste ich dringendst auf die Toilette. Es wurde mir richtig unwohl. Dann hatte ich am ganzen Körper Gänsehaut. Ich hatte Panik. Ich war gefangen, um nicht zu sagen verloren, in diesem Flugzeug mit dem vielen Geld. Dann hörte ich ein Piepsen in den Ohren, es wurde immer lauter, und zuletzt wurde mir schwarz vor Augen und ich tauchte weg.

Nach einiger Zeit kam ich schweißgebadet wieder zu mir. Ich schaute zu meinem Nachbarn. Hatte er etwas bemerkt? Ich realisierte, dass das Essen gar nicht mehr da war, das gerade noch auf der Ablage auf mich gewartet hatte. Vor lauter Angst war ich in Ohnmacht gefallen. Vermutlich hatten die Stewardess und die anderen Passagiere gemeint, ich sei eingeschlafen. Ich weinte wie ein kleines

Kind. Der Druck, die Angst und die Ungewissheit übermannten mich. Tränen liefen mir über das Gesicht. Ich versuchte, das so gut wie möglich zu verstecken. Innerlich begann ich, zu Gott zu schreien: »Ich brauche dich, mache den Weg bereit, führe du mich.«

Langsam verlor die Maschine an Höhe. Die Landung auf einem ersten Flughafen in einem islamischen Land rückte näher. Ich musste dort in einen anderen Flieger umsteigen. Wegen einer Verspätung musste ich durch die Gänge rennen mit meinem prall gefüllten Rucksack. Bald stellte ich fest, dass ich den Rucksack erneut scannen lassen musste. Über Kopfhörer hörte ich gerade das Lied »I'm no longer a slave, I'm a child of God« von Bethel Music. Das entspannte mich auf einen Schlag. Mir wurde bewusst: Egal, was passieren würde, Gott hatte alles im Griff. Ob ich von Sicherheitsbeamten rausgenommen werden würde oder nicht. Ich war sein Kind. Der Rucksack wurde nach dem Durchleuchten zur Seite genommen. Ich konnte den Vorgang nicht einsehen. Dann kam er zurück, er war offen – doch das Geld war offenbar unentdeckt geblieben, es war noch drin. Wieder rannte ich weiter an unzähligen Gates vorbei und erwischte den Flieger gerade noch.

Links und rechts neben mir saßen zwei Araber, die unbedingt mit mir sprechen wollten. Doch dazu fehlten mir alle Nerven, zumal sie nur gebrochen Englisch redeten. Endlich – und irgendwie doch viel zu früh – landete die Maschine. Trotz der Hitze überfiel mich erneut ein kalter Schauer. Als ich den Koffer vom Gepäckband nahm, gab es keine Ausflüchte mehr, ich musste in Richtung Einreisekontrolle. Doch dort waren gerade viele Zöllner beschäftigt. Also ging ich noch rasch auf die Toilette, um mich frisch zu machen. Als ich wieder herauskam, sah ich, dass gerade kein Beamter da war.

Mit zügigem Schritt wollte ich aus dem Gebäude rauslaufen. Genau da kam aber einer und winkte mich zu sich. »Hey you, hey you!« Ja, damit war ich gemeint. Ich schrie innerlich ein Stoßgebet heraus.

Ich betete: »Gott, mach diesen Rucksack bitte unsichtbar.« Ich gab ihm nur den Koffer, den Rucksack behielt ich an. Der Koffer wurde durchleuchtet, aber er schien in Ordnung zu sein, ich konnte gehen. Der Rucksack blieb wie unsichtbar. Würde ich noch abgefangen? Nein, ich war unversehrt im Land und traf bald die dortige Kontaktperson. Wir fuhren durch verschiedene Orte, an denen Attentate geschehen waren. Dann konnten wir die Übergabe an die nächste Verbindungsperson erledigen, die das Geld weiter schmuggelte. Ich hatte das Gefühl gehabt, fast zu sterben. Für die lokalen Helfer aber war das Alltag. Ich erkannte, dass es Männer und Frauen gibt, die an Orten leben und Dinge leisten, die unsere Vorstellungskraft bei Weitem übersteigt. Gott möge diese stillen Arbeiter segnen und schützen, die in Gefahr und Not die Botschaft von Jesus in die Welt tragen und Gottes Reich bauen. Sie sind Helden – ihnen ist dieses Buch gewidmet.

1.

NACH DER GEBURT IM KRANKENHAUS GEBLIEBEN

Im Jahr 1979 erblickte ich das Licht der Welt. Eigentlich ist das ein zu einfacher Einstieg in ein autobiografisches Werk. In meinem Fall ist der Satz aber angemessen, weil er nicht weniger als ein Wunder beschreibt. Denn ich war ein ungewolltes Kind. Meine Mutter wollte mich zur Adoption freigeben. Ihren Plan, dies in geordneten Bahnen vorzubereiten und abzuwickeln, vereitelte ich durch meine Frühgeburt. Offenbar wollte ich schon in meinen Entstehungswochen ausbrechen und meine Freiheit haben, so, wie es später im Leben immer wieder zu beobachten war. Ich kam zwei Monate zu früh zur Welt.

Selbstverständlich kriegte ich als Baby noch nicht mit, wie turbulent bereits meine ersten Tage auf dieser Erde waren. Meine ers-

ten sechs Wochen verbrachte ich im Krankenhaus. Meine leibliche Mutter war noch zu jung und nicht in der Lage, sich um mich zu kümmern. So entschied sie sich, mich wegzugeben. Bis man mich jemandem mitgeben konnte, wurde ich im Krankenhaus versorgt. Im Nachhinein bin ich ihr dankbar, dass sie mir trotz allem das Leben geschenkt hat und ich somit meine Geschichte überhaupt erzählen kann.

Meine Mutter stammt aus dem Bündnerland, doch ich kenne weder sie noch meinen Vater. In meinem Verhalten spüre ich den Charakter des Bündner Wappentieres, des Steinbocks, der mit dem Kopf durch die Wand will und gern in der Natur ist. Nach einigen Wochen war mein Status endlich geklärt, und ich durfte zu meinen richtigen Eltern, wie ich meine Adoptiveltern nenne. Sie waren froh, mich zu bekommen, und sie lieb(t)en mich mit echter Hingabe. Ich durfte in einem Haushalt aufwachsen, in dem mir die Eltern ungemein dankbar waren, dass ich ihr Leben bereichert hatte. Mein Vater arbeitete als Polizist.

Bereits als kleiner Junge spielte ich gerne draußen. Ich war ein regelrechter Wirbelwind, so wie viele in den ersten Kinderjahren. Diese verliefen »normal« mit meinen Eltern, und ich verbrachte viel Zeit mit meinen Freunden.

Der Winterthurer Stadtteil, in dem ich aufwuchs, galt als Problemviertel. Das Hegi-Quartier war mit Hochhäusern überzogen; zumindest für Schweizer Verhältnisse. Kaltgraue Betonblöcke thronen nüchtern und robust am Stadtrand, umgeben von Industrie. Der Migrantenanteil war hoch, ebenso jener von alleinerziehenden Müttern. Heute sieht dieses Gebiet anders aus. Ein eigener Kreis ist daraus geworden, eine alternative, schöne Wohngegend. In meiner

Jugend jedoch fand sich da eine klassische Hochbausiedlung, in der wir in einem großen Block wohnten. Dennoch blicke ich auf eine unbeschwerte Kindheit zurück, in der ich zum Beispiel mit meinen jungen Gefährten auf einer Wiese regelmäßig iglu förmige Hütten aus Gras und Ästen baute. Diese unbenutzte Wiese eignete sich vorzüglich zum Spielen. Heute ist sie mit einer Siedlung überbaut.

Ich war in meinen Buben- und Flegeljahren ungestüm und probierte gerne Dinge aus. Aus eigener Erfahrung kann ich heute beispielsweise sagen, dass es gefährlich ist, freihändig auf einer Schaukel zu schwingen. Bei einer solchen Aktion fiel ich übel auf die Nase. Durch dieses und ähnliche Manöver war ich regelmäßiger Gast beim Arzt und im Krankenhaus.

Natürlich war ich noch lange nicht fertig damit, mich auszutoben, als der Ernst des Lebens in Form der Schule begann. Zu diesem Zeitpunkt faszinierten mich gerade die japanischen Ninja-Kämpfer und deren Wurfsterne. Bereits in meinen ersten Schuljahren stolzierte ich mit solchen Kampfgeräten auf dem Pausenhof rum. Damals hatten alle Kinder im Quartier Waffen. Leider verboten mir meine Eltern meine private Aufrüstung. Da half auch mein Hinweis nichts, dass Papa schließlich als Polizist auch eine Dienstwaffe habe und ich natürlich ebenso ausgerüstet sein müsse. Doch irgendwo fand ich im Alteisen bei einem Grill einen spitzen Stab, mit dem man zum Beispiel Spanferkel wendete. Diesen konnte ich dann gegen Wurfsterne eintauschen. Natürlich setzten wir diese gefährlichen »Spielzeuge« nicht ein. So verroht waren wir nicht. Es war einfach nur Kinder-Proll-Gehabe.

Ich gehörte einer unruhigen Schulklasse an, in der ich zu den lautereren Gemütern zählte. Ich gewährte mir das Recht der freien

Rede zur Zeit und zur Unzeit. Die Lehrerin wollte uns Respekt beibringen, indem sie immer, wenn jemand Unsinn machte, ein kleines Figürchen hervorkramte. Dieses zeigte sie und legte es dann in einen Joghurtbecher. Das war so eine Art Gelbe Karte. Sobald drei oder vier dieser Figürchen für eine Person zusammengekommen waren, erfolgte eine Strafe. Nun, eine Woche nachdem dieses System eingeführt worden war, war bei meinem Kameraden und mir der Becher bereits voll. Ungefähr zwanzig dieser kleinen Männchen passten in unsere Behälter. Erhalten hatten wir sie wegen allerlei Vergehen, die von Schwatzen bis zu Streichen in der Pause reichten.

Meistens wurden wir, wenn der Becher voll war, vor die Türe gestellt. Was nicht immer fruchtete. Manchmal machten wir sie leise wieder auf und zeigten den Stinkefinger in ihre Richtung oder streckten ihr die Zunge heraus. Für die Klasse war dies immer ein Gaudi und sie wurde noch unruhiger. Wenn die Lehrerin uns jedoch dabei entdeckte, wurde das Strafmaß gesteigert, oder es gab einen Anruf bei unseren Eltern – was dann weniger erfreulich war.

Während mir der schulische Unterricht nicht besonders zusagte, besuchte ich mittwochnachmittags gerne die Kinderstunde, die von einer älteren Frau in einem alten Bauernhaus gehalten wurde. Dort waren biblische Geschichten zu hören, die mir gefielen: David und Goliath, Josef, der sich in Ägypten durchsetzt, Gut und Böse – alle diese großen Storys. Dazu lud ich jeweils auch meine Freunde aus der Schule ein. Auch wenn ich des Lobes voll über die mittwöchentliche Sonntagsschule war, war ich freilich auch da der Wirbelwind, der ich in meinen jungen Jahren immer war. Das jedoch sollte sich belebend auf das Reich Gottes auswirken. Die alte Frau stellte mich

nämlich nicht mit grimmigem Blick und unerbittlicher Härte vor die Tür, sondern sie zog einfach eine jüngere bei, damit ich als Wildfang besser – und durchaus liebevoll – in die Schranken gewiesen werden konnte. Das Gute daran: Diese junge Frau gelangte unter anderem dadurch in den christlichen Dienst hinein. Im Laufe der Jahre arbeitete sie unter Flüchtlingen und wurde in der Schweiz zur »Christin des Jahres« gewählt. Unsere Wege sollten sich später wieder kreuzen. Als ich Jugendpastor in ihrer Gemeinde wurde, stellte ich mich dem Team vor. Daraufhin erzählte sie, wie ihre Laufbahn damit begonnen hatte, dass sie einst in der Kinderstunde mit der Aufgabe betraut worden war, mich zu bändigen ...

In diesen damaligen Tagen war es üblich, dass jeder Schüler ein Instrument zu spielen lernte. Ich besuchte den Flötenunterricht. Die Flötenlehrerin, die sonst schon etwas schrullig war, war einmal derart wütend auf mich, dass sie mir mit der Flöte auf den Kopf schlug.

Als ich einige Zeit danach die dritte Klasse erreichte, zogen wir um in ein Dorf. Dieses lag nicht weit von der Stadt entfernt, aber ich musste dennoch wieder »bei null« anfangen, weil alles – insbesondere die Schule und die Klassenkameraden – neu war. Logisch, dass ich, nicht zuletzt wegen meiner vorwitzigen Art, das ein und andere Mal auf dem Pausenhof zu leiden hatte. Die Hackordnung wurde neu ausgemacht. Ich war plötzlich nicht mehr das Zentrum der Klasse, und es gab andere, die stärker als ich waren, was vorher nicht unbedingt der Fall gewesen war. Weil ich den Bogen nicht selten überspannte, musste ich in ein schulpsychologisches Gespräch. Zu meinem Glück wurde die Klasse von einer christlichen Lehrerin betreut. Sie war dank ihres Glaubensfundaments dazu in der Lage, auch mit schwierigen Kindern umzugehen. Sie

sorgte dafür, dass ich weder Medikamente nehmen noch die Klasse wechseln musste. Wenn ich zu unruhig war, ordnete sie an, dass ich dreimal um das ganze Schulhaus zu rennen hatte – was mir durchaus gefiel. Dann durfte ich wieder reinkommen. Dieses Prozedere half durchaus, und es war wohl auch sinnvoller, als wenn ich eine Handvoll Pillen verschrieben bekommen hätte. In der heutigen Zeit stellt man junge wilde Buben viel zu schnell mit Tabletten ruhig, anstatt sie zu fördern, mit ihnen in die Natur zu gehen und sie sich austoben zu lassen, was ihnen eher entspricht – das wäre natürlicher. Ich glaube, dass nicht die Kinder das Problem sind, sondern unsere Gesellschaft. Wir haben den Bezug zur Natur und zum Draußensein verloren, wir sind jedoch immer noch Geschöpfe Gottes. Mir half zum Beispiel, dass ich als Ausgleich Sport trieb. Ich arbeitete mich mehrere Grade im Judo hoch und gewann einmal bei einem Turnier eine Goldmedaille. Später wechselte ich zum Fußball. Daneben verbrachte ich viel Zeit auf dem Bauernhof, wo wir uns austobten, Bandenkriege führten und uns ab und zu auch mal nützlich machten.

Eines Tages erhielten wir Familienzuwachs: Meine Schwester. Sie war wie ich adoptiert. Unbewusst stellte dies für mich eine Herausforderung dar. Einerseits freute ich mich, ich kaufte ihr sogar ein Kleidchen. Gleichzeitig war ich nun nicht mehr allein und musste etwas hinten anstehen. Insgesamt überwog die Freude aber deutlich – ich war stolz darauf, eine kleine Schwester zu haben und diese zu beschützen.

So erlebte ich eine schöne, unbeschwerte Kindheit, in der ich oft im Wald spielte, wo wir »kämpften«, Schlachten austrugen und viele Abenteuer erlebten.